

Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 28

Gießen, Freitag den 17. Juli 1914.

6. Jahrgang

Von der Ungerechtigkeit unserer heutigen Steuern.

Überall in Stadt und Land fliegen uns um diese Zeit wieder die neuen Steuerzettel ins Haus, und wir sehen ihrem Kommen mit der bangen Sorge entgegen, daß sie unliebsame drückende Steuererhöhungen bringen könnten. Diese Sorge ist leider nur zu berechtigt. Denn in Deutschland werden nicht nur indirekt die Armen besteuert durch Steuern auf alle notwendigen Lebensbedürfnisse; die Einzelstaaten, denen im großen fast alle direkten Steuern überlassen sind, suchen auch das Einkommen der Armen bis zum letzten Groschen und nach den höchsten Sätzen zu besteuern. Das ist nur zu begreiflich. Denn die Herrschenden haben es ja durch vorflutliche Wahlssysteme in allen Bundesstaaten in der Hand, deren Landtage so zu befehlen, daß diese die Steuern ganz nach den Interessen der besitzenden Klassen ausbauen.

In Preußen z. B. fängt die staatliche Einkommensteuer schon bei einem Einkommen von 900 Mark im Jahre an, nur daß bei Verheirateten mit zwei oder mehr Kindern unter 14 Jahren einige kleine Vergünstigungen eintreten. Da nun bei den Arbeitern immer mehr die Frau mitverdienen muß, wendet man außerdem die Methode an, das Einkommen der Frau zu dem des Mannes hinzuzurechnen. Auf diese Weise zieht man zu den direkten Steuern die Frauen scharf mit heran, obwohl sie in ihrem Verdienst meistens weit unter 900 Mark bleiben. So, der Mann kommt dadurch ein paar Steuerklassen höher hinaus, und da in den höheren Steuerklassen — so weit es sich um die Arbeitereinkommen handelt — die Steuerhahne recht kräftig angezogen ist, so ist das Einkommen der Frau prozentual höher noch als das des Mannes besteuert. — Noch in einer anderen Weise werden solche Familien dadurch schlechter gestellt. Dadurch, daß die Frau mitarbeitet, ist zugleich auch der Haushalt in jeder Beziehung teurer geworden, weil nun die Frau sich dem Haushalt nicht mehr so widmen kann. Ein Teil des Verdienstes solcher Frauen geht dadurch wieder verlustig, daß eine Menge Hausarbeiten, wie Waschen, Waschen usw., aus dem Hause herausgegeben werden müssen, die eine nichtmitverdienende Frau selber verrichten wird. Der Verdienst einer Frau ist also für eine Familie keinesfalls ein reines Mehreinkommen. Aber darum kümmerst sich die hochwohlwollende Steuerbehörde nicht — das Fraueneinkommen wird bis zum letzten Pfennig dem Einkommen des Mannes hinzugerechnet und zur Steuer herangezogen. Dadurch erhält dann der preussische Staat auch für seine Steuerstatistik ein günstiges Bild; er kann verkünden, daß immer mehr Familien über das Mindesteinkommen von 900 Mark hinauskommen; man kann durch eine solche Steuerstatistik gelegentlich sogar beweisen, daß die unteren Arbeitereinkommen immer mehr im Steigen begriffen sind. — Die Grenze des staatssteuerfreien Einkommens steht auf 900 Mark außer in Preußen auch noch in Baden, Braunschweig, Bremen und Hamburg; sie sinkt auf 750 Mark in Sachsen-Meiningen, auf 500 Mark in Württemberg, Hessen, Sachsen-Weimar, im großen Industrie-Königreich Sachsen auf 400 Mark, und so herunter auf 300 in anderen Bundesstaaten, ja bis auf 150 Mark in Neuchâtel. Trotzdem kann man danach nicht ohne weiteres behaupten, daß in diesen Ländern die Arbeiter noch höher besteuert sind als in Preußen. Zum Teil

sind in jenen Ländern die Steuerfüße geringer. Z. B. von Arbeitereinkommen von 900 Mark bis 1050 Mark erhebt Preußen 0,62 Prozent, Bayern 0,47 Prozent, Württemberg 0,49 Prozent, Baden 0,58 Prozent, Sachsen 0,98 Prozent. Am schwersten lastet also wohl die sächsische Einkommensteuer auf dem Arbeiter.

Bei diesen direkten Steuern ist der Grundsatz aufgestellt, daß ein gewisses Mindesteinkommen (ein Existenzminimum) unbedingt von jeder Steuer befreit bleiben muß. Das ist an sich ein ganz richtiger Standpunkt; aber dieses Existenzminimum ist in allen deutschen Bundesstaaten viel zu niedrig gesetzt. Man braucht nicht auf die lächerlich geringe Einkommensgrenze in Neuchâtel oder im Königreich Sachsen zurückzugreifen, man kann ohne weiteres die Höchstgrenze von 900 Mark nehmen und muß dann trotzdem zu dem Urteil kommen, daß dieses steuerfreie Mindesteinkommen durchaus nicht ausreichend zur Fristung einer menschenwürdigen Existenz mehr ist und daß es eine Ungeheuerlichkeit ist, von solch einem Hungereinkommen auch noch extra Steuern zu erheben. — In England ist das Einkommen bis zu 3200 Mark (160 Pfund) frei von der staatlichen Einkommensteuer, in Oesterreich das bis zu 1200 Mark. In England brachte 1911 die Erbschaftsteuer über 500 Millionen Mark. Das sämtliche vererbte Vermögen war durchschnittlich mit 9,4 Prozent besteuert. Würden in Deutschland die Erbschaften nur mit rund 9 Prozent Steuern belastet, dann würden sich hier, zusammen mit der Schenkungssteuer, auch etwa 500 Millionen Mark ergeben, selbst wenn alle Erbschaften bis zu 6000 Mark steuerfrei blieben; also mehr, als die ganze Reichsfinanzreform von 1911 ergab.

Statt dessen belastet man bei uns immer mehr die Einkommen der Vermögenden und Armen nicht nur mit indirekten Steuern, sondern nach Kräften auch mit direkten Steuern. Man sieht bei einigem Nachdenken sofort, wie gänzlich verlogen die bürgerlichen Parteien sind, wenn sie es so darstellen, als ob die direkten Steuern nur für die Bessergestellten und die besitzenden Leute da seien. Nein, in allen Bundesstaaten wird ein großer Teil auch dieser direkten Steuern von den Hungergroßen der Vermögenden genommen.

Dazu kommt dann noch, daß direkte Steuern ja nicht nur vom Staat, sondern auch von den Kommunen erhoben werden, als sogenannte Gemeindesteuern. Bei diesen aber geht der Prozentfuß der Steuer vielfach um das Doppelte der Staatseinkommensteuer hinaus, und die Grenze des steuerfreien Einkommens geht weit herunter unter 900 Mark, oft herab bis 200 Mark und zwar auch überall in den Städten aller Gegenden Preußens.

Wir Sozialdemokraten verlangen, daß alle indirekten Steuern langsam abgeschafft und durch direkte Einkommens-, Vermögens- und Erbschaftsteuern ersetzt werden. Dabei sollen dann alle Einkommen bis zu 1500 Mark steuerfrei bleiben; bei 1500 Mark soll die Steuer beginnen und von da an soll der Prozentfuß der Steuer steigen, je nach der Höhe des Einkommens. Ähnlich soll es auch gehalten werden bei der Vermögens- und Erbschaftsteuer. Das wäre nicht nur gerecht, sondern auch kulturell viel vorteilhafter.

Warum allerdings die Besitzenden sich dagegen wehren, das ist begreiflich; weil sie dann ganz anders bezahlten müßten. Gegenwärtig erpressen sie in Form von indirekten

Steuern und Zöllen nicht nur die Einnahmen für das Reich von den Massen der Armen; auf deren Hunger-einkommen wälzen sie auch einen erheblichen Teil der direkten Steuern für die Bundesstaaten und Gemeinden über. Sie selbst aber verstehen es, durch einen organisierten Steuerbetrug Staat und Reich in der unerschämtesten Weise bei der jährigen Einkommens- und Vermögenssteuer zu betrügen — was mit leichter Mühe durch eine unabsehbare Reihe von Tatsachen sich beweisen läßt.

Wie dumm aber lassen sich jene Männer von den Machern unserer drückenden Steuern machen, wenn sie sie immer aufs neue wieder in die Parlamente wählen; und wie dumm handeln auch jene Frauen, die ebenfalls noch nicht dahinter gekommen sind, diesen Männern Recht darin geben und sie in ihrer törichtesten Politik bestärken . . . !

Säuglingschutz.

Ratschläge für die heißen Monate.

Mütter! Der größte Feind eurer Kleinen ist der Sommer mit seiner großen Hitze!

Unter den Lebensmitteln verdirbt am leichtesten die Tiermilch. Darum ernährt eure Kinder an der Brust und seht nie im Sommer ab.

Brustmilch verdirbt nicht.

Gebt euren Kindern alle vier Stunden, d. h. fünfmal des Tages, abwechselnd die rechte und die linke Brust und laßt ihnen nachts die Ruhe.

Künstlich ernähren dürft ihr nur auf Anordnung und unter Aufsicht des Arztes, ihr müßt dann besonders genau und sauber dabei sein.

Ihr müßt jede Flasche nach jeder Mahlzeit sofort mit Wasser füllen und sie mit einer Flaschenbürste und mit Soda, Borax oder Seifenwasser reinigen, mit gekochtem Wasser nachspülen und sie umgekehrt an einen reinen Ort, möglichst in einen reinen Topf stellen.

Gebraucht nur Flaschen, auf denen der Inhalt in Zahlen 5, 10, 20 . . . bis 200 Gramm (Kubikzentimeter) abgemessen werden kann (Grammflaschen), denn nur mit ihnen könnt ihr die Nahrungsmenge genau bestimmen.

Ihr müßt den Sauger nach jedem Gebrauch mit heißem Soda-, Salz- oder Boraxwasser gründlich reinigen und in sauberem, zugedecktem Gefäß aufbewahren. Am besten ist es, ebensoviel Sauger wie Flaschen zu haben.

Verboten ist euch, die Flaschensauger als Schnuller zu benutzen!

Verboten sind auch Glasröhrchen oder Gummischläuche als Flaschensauger ebenso der Zuckerschnuller!

Kauft eure Milch nur in einem Kuhstall, von dessen Sauberkeit ihr euch überzeugt habt, am besten fragt ihr den Arzt oder die Fürsorgestelle, wo ihr die Milch zu nehmen habt.

Ihr dürft die Milch nicht zu Hause herum stehen lassen, müßt sie sofort 3 Minuten in einem reinen Topf kochen, schnell abkühlen, indem ihr den Topf, mit dem Deckel versehen, in kaltes Wasser setzt und dieses häufig erneuert.

Ihr dürft die Milch nach dem Kochen nicht in andere Töpfe gießen, sondern müßt sie solange in dem kühl aufbewahrten Topf lassen, bis ihr sie unmittelbar vor dem Gebrauch in vorgeschriebener Menge in die Flasche füllt.

Stehen euch fünf Flaschen zur Verfügung, was natürlich am besten ist, so müßt ihr die Milch sofort nach dem Kochen in vorgeschriebener Menge in Flaschen füllen, und sie verschlossen an einem kühlen Platz, am besten in einem Eisschrank, aufbewahren.

Am besten ihr benutzt einen Eisschrank oder eine Kühlkiste, die ihr euch selbst mit ganz geringen Kosten herstellen könnt. Ihr holt euch vom Kaufmann eine Holzliste, bestreut den Boden mit Sägespänen, setzt zwei Eimer von verschiedener Größe ineinander hinein und füllt sie bis zum oberen Rande des größeren Eimers mit Sägespänen nach. In den kleineren Eimer werden die Flaschen mit Nahrung, umgeben von einigen Eisstücken, gesetzt und mit dem Deckel des Eimers zugedeckt. Der Deckel der Kiste wird mit einigen Lagen Zeitungspapier beklebt.

Ihr müßt beim Flaschenkinde besonders die Vorschriften des Arztes befolgen, niemals öfter als verordnet die Flasche geben. Giebt weniger Nahrung in der heißen Zeit geben als zuviel.

Tritt Durstfall ein, so laßt die Milch fort, gebt Tee (Zendel-, Lindenblüten-, Pfefferminz-, einfaches Tee) ohne Milch, bis ein Arzt zu erreichen ist, aber nicht länger als zwölf Stunden.

In der heißen Jahreszeit hat der Säugling wie der Erwachsene Durst. Gebt ihm dann — er zeigt seinen Durst durch große Unruhe — abgekochtes Wasser oder dünnen Tee, möglichst ohne Zucker.

Auch zu warmes Einpacken oder ein überhitzter Raum machen

den Säugling krank, daher weg mit allen Federbetten und bleden Wickeltüchern, weg mit der Gummunterlage!

Ihr könnt im Sommer euer Kleines fast nackt im Bettchen oder Korb krameln lassen, eine leichte dünne Decke genügt zum Zubeden!

Ihr müßt eure Kinder vor den sie quälenden Fliegen schützen, indem ihr einen leichten Schleier über Bettchen oder Korb legt.

Das beste und kühlfte, häufig gelüftete Zimmer eurer Wohnung ist für euer Kind das geeignetste. Dieses Zimmer könnt ihr noch kühler machen, wenn ihr die Fensterscheiben häufig mit möglichst kühlem Wasser besprenat!

Ihr dürft das Kind nicht in der heißen, feuchten Küche stehen haben!

Hat eure Wohnung kein kühles, schattiges Plätzchen, so versucht im Hause ein solches ausfindig zu machen (Keller), dort stellt euer Kind hin.

Könnst ihr auch im Hause kein solches Plätzchen finden, so bringt das Kind möglichst viel an einen schattigen, nicht schwallen Ort im Freien, auch da darf es bloß liegen.

Geringe Zugluft schadet eurem Kinde im Sommer nichts!

Ihr müßt euer Kind im Sommer mindestens einmal täglich baden, oder öfters mit kühlem Wasser waschen!

Geeignete Nahrung, Sauberkeit und frische Luft sind zum Gedeihen des Kindes unbedingt erforderlich!

Das Schamponieren der Haare.

Das Waschen der Haare ist, wie Dr. Dreuw in seiner Broschüre: „Die Hygiene im Friseurgewerbe“ ausführt, die wichtigste Maßnahme, die zur Erhaltung des Haares bei Männern und Frauen in regelmäßigen Abständen vorgenommen werden muß. Denn der Staub und der Schmutz, der sich von außen, und das Fett und die Schuppen, die vom Haarboden aus sich auf dem Kopfe festsetzen, können nur durch eine energische Waschung beseitigt werden. Der Kopf muß so oft gewaschen werden, als er schmutzig ist. Bei Männern wöchentlich 2 bis 7 mal, bei Frauen alle 3—8 Tage, mindestens aber alle 14 Tage. Dreuw hält eine tägliche Kopfwaschung bei Männern nicht nur nicht für schädlich, sondern für sehr nützlich. Bei zwei Brüdern konnte derjenige, der sein Haar täglich wusch, es bis ins Greisenalter voll und kräftig erhalten, während der andere, der nur selten Kopfwaschungen gemacht hatte, schon frühzeitig sein Haar verlor. Ebenjowenig wie ein tägliches Bad der Körperhaut schadet, ebenjowenig ist eine tägliche Waschung der Kopfhaut schädlich. Wenn das Haar längere Zeit nicht gewaschen wird, so sammelt sich auf der Kopfhaut eine aus Staub, Fett, Schmutz und Schuppen zusammengesetzte klebrige Masse an, die, wenn sie längere Zeit auf der Kopfhaut bleibt, sich zersetzt und reizende Stoffe abspaltet, die am Laufe des Jahres auch in die Tiefe des Haares eindringen und dies allmählich zum Ausfall bringen, was zur Glatzenbildung führt. In dem Schmutz und Fett nisten sich alle möglichen Bakterien ein und das Endresultat sind flechtenartige Krankheiten der Kopfhaut. Es soll die Kopfhaut gründlich, aber sanft gewaschen werden, regelmäßige Kopfwaschungen vorzunehmen. Als Waschwasser kann man lauwarmes Wasser verwenden, als Seife eine reizlose, neutrale, möglichst alkalifreie, leicht desinfizierende Seife. Nach dem Waschen werden die Haare getrocknet. Es soll die Kopfhaut gründlich, aber sanft gewaschen werden. Berrungen der Haare sind zu vermeiden. Wenn schon ein fehlerhaftes Waschen die Haare leicht beschädigen kann, so noch mehr ein fehlerhaftes Trocknen. Das Trocknen der Haare wird bewirkt durch Frottiertücher, warmen oder kalten Luftstrom, der durch die Haartrockenapparate erzeugt wird, und durch chemische Mittel, wie Alkohol, Aether, Benzol. Das zweckmäßigste und schonendste Verfahren bleibt immer noch das zarte Einwickeln der Haare in weiche, möglichst ange-wärmte Frottiertücher und nachheriges langames Trocknen an der Luft oder über einer leichterwärmten Luftschicht. Die Warmluftbehandlung ist keine schonende Haarbehandlung. Will man erwärmte Luft anwenden, so darf sie nur einen Temperaturgrad haben, daß die ausströmende Luft, nahe an die Hand gehalten, kein unangenehmes oder sogar unerträgliches Wärmegefühl erzeugt. Was die Nerven der Haut nicht aushalten, vertragen auf die Dauer auch die Haare nicht.

Was mir die Animierkellnerin erzählte.

Von Leo Kolisch.

(Nachdruck verboten.)

„Ja, so war es“, schloß sie, die blonde Annie. Und sie trocknete sich die Augen (übrigens sehr hübsche, dunkle, treuherzige Augen) mit dem Spitzenbesatz ihres Putschürzens. Und ich sah ihr gegenüber und hätte beinahe gehult, so weh war mir zu Mute. Das, was ich eben gehört hatte, war eine grausige Aufeinanderfolge von Unglück, Not, schamloser Ausbeutung, gesellschaftlichen, geistigen und körperlichen Zugrundegehens. Und alles trug in seiner Schlichtheit, oft unbeholfenen und ungeordneten Darstellung so den Charakter völliger Wahrheit, daß auch einem frivoleren Menschen als mir die Lebensarten vergangen wären, die der Mann für Frauenbelenntnisse dieser Art gewöhnlich findet. Ich strich ihr zart die Hand und schenkte unsere Gläser wieder voll. Was konnte ich mehr tun?

Euch andern aber will ich die Geschichte dieser Kellnerin erzählen.

Sie war von Beruf Köchin. Und wohl eine gute Köchin, denn ihr letzter Küchenplatz war in einem großen Warenhaus, und dort hatte sie drei Jahre zu aller Zufriedenheit ihres nahrhaften Amtes gewaltet. Darüber hatte sie ein Zeugnis. Sonst aber besah sie, und das war der spätere Grund ihres Unglücks, keine Papiere. In jenem Warenhaus nämlich war ein Brand ausgebrochen, und die Annie hatte aus ihrer Schlafkammer nichts retten können, als ihr Leben und einen Armvoll Kleider. Alles, was sie sonst besaß, auch alle ihre Papiere, verlor sie damals. Ihre Herrschaft gab ihr ein Zeugnis über ihre dortige Zeit und mehrere hundert Mark. Dann konnte sie, die alleinlebende Waise, gehen. Und sie ging. Nach Mannheim. Hier nahm sie in einem kleineren Gasthaus ein Zimmer und suchte einen Vermittler auf. Da war einer, der sich ausdrücklich „Stellenvermittler für weibliches Privat- und Hotelpersonal“ nannte. Der mußte vor allem für sie in Veracht kommen. Der Empfang war kühl: „Momentan nichts frei, aber es wird sich wohl bald etwas finden. Die Vermittlung kostet...“ Und nun kam die erste Abzählung. Bei dieser ersten Zahlung wurde der Vermittler indes gewahrt, daß das Mädchen Geld hatte. Und andern Tages empfing es die Frau des Vermittlers: „Ja, sehen Sie, Fräulein, wenn Sie bei uns wohnen wollten, könnten wir Ihnen eher etwas finden. Die Hauptsache ist ja, daß Sie immer bei der Hand sind.“ — Und die Köchin sah das ein.

Nun wohnte sie schon die vierte Woche bei dem Vermittler. Die Banknoten schmolzen zusammen, aber keinerlei Stellung fand sich. Die Zeugnisse fehlten! Wohl war das letzte Zeugnis aus drei Jahre ausgestellt. Aber die frühere Zeit blieb unausgewiesen. Und da es halb wollte sie keine Herrschaft, kein Hotel. Na ja, sie konnte doch vor der Zeit etwas gestohlen haben, sie konnte wegen Kindesmord oder wegen Unzucht gefesselt haben. Traue einer mal den Leuten! Und gar jene Menschen, deren Leben ein lauer Strom von Versuchungslosigkeit ist, sind besonders schnell bei der Hand mit dem Mißtrauen gegen arbeitende Menschen, die eine Püde haben in ihren papierernen Ausweisen. Was Mißtrauen! Mehr noch! Ueberzeugt sind die Spießer in so einem Falle, daß irgend eine „Schlechtigkeit“ vorliegen müsse.

Und Annes Geld schmolz zusammen. . . . „Ja“, lodte der Vermittler, „wenn Sie als Kellnerin gehen wollten, da hätte ich schnell etwas für Sie. Andere Stellen werden bei mir eben weniger gesucht.“ — Noch widerstand sie. Eines Tages aber sagte ihr eine „Herrschaft“ auf den Kopf zu, daß sie unbedingt ein Verbrechen begangen haben müsse. Und kein kleines, sonst würde nicht eine so große Reittüde kaffen. Wie vor den Kopf geschlagen schlich sie heim. Das brach vollends ihren trotigen Stolz. Nur fort jetzt, nur in Arbeit! Nicht mehr müßig herumlaufen! Und am selben Abend nahm sie eine Stelle an. Als Kellnerin in einem Weinlokal Ludwigshafens. Vorher aber mußte sie noch den größten Teil ihres Geldes für die restliche Wohnungsmiete ausgeben. Und für die Vermittlungskosten zwanzig Mark. . . .

Dieses Weinlokal, der Name tut ja nichts zur Sache, und die ersten Eindrücke dort schilderte mir das Mädchen sehr anschaulich. Sie trat am frühen Morgen dort an. Die Madame hatte noch nicht Toilette gemacht. Das Lokal: Zwei kleine Stübchen, deren Fenster dicht verhangen waren. In der Weinstube einige runde Tische, um diese leichte Mohrfessel. An den Wänden Bilder, die auf Wein und Weib recht verführerisch aufmerksam zu machen hatten. Das Nebenstübchen so ähnlich. Nur noch einige Divans für Gäste, die weilsitzen wollen und noch verliebterer Natur sind. (Das letztere sollte sie bald erfahren.) Ein Gast trat ein. Die „Madame“ gab von der Küche aus Anweisung, wo das neue Fräulein den bestellten Mädesheimer herholen sollte, welche Gläser zu nehmen seien. Annie stellte das Tablett mit Flasche und Glas vor den Gast hin, der sich im Nebenzimmer niedergelassen hatte. Dann ging sie hinter den Schenkstisch und begann — Gläser zu spülen. Dem Gast schien das sonderbar vorzukommen, denn er machte große Augen; kurzweilig aber war ihm das Benehmen unserer Freundin sicher nicht. Da kam die Madame. „Ja, um Himmels willen, was fällt Ihnen denn ein! Da waschen Sie Gläser und lassen den Herrn allein sitzen. Lassen Sie diese Arbeit stehen und gehen Sie zu ihm!“ — „Ach folgte“, erzählte Annie: „Aber was sollte ich mit dem wildfremden Herrn reden? So sah ich stumm, in peinlicher Verlegenheit, an seinem Tische. Dann kam die Frau herein“. . . . „Sie haben sich wohl recht gelangweilt. Das Fräulein ist erst heute eingetreten und wahrscheinlich noch nie in Weinlokalen gewesen. — „Das dachte ich mir auch schon. Aber nun sind ja Sie da, meine Holde. Wollen

Sie ein Gläschen mit mir trinken? Es ist zwar noch recht früh, aber wenn Sie gestatten. . . .“ Sie gestattete. „Fräulein, bringen Sie noch zwei Gläser für den Herrn!“ Und kam der „Neuen“ aber auch schon ins Vorderlokal nach: „Wie können Sie so ungeschickt sein, nur mit einem Glas zu servieren. Herren, die Flaschenwein trinken, wollen stets zwei Gläser haben, eins für sich, eins für das Fräulein! Merken Sie sich das für alle Zukunft!“ Eine Flasche nach der andern wurde leer. Auch Annie mußte tüchtig mittrinken. Der Herr rückte der Madame auf den Leib und erlaubte sich solche Sachen, daß die Anfängerin nicht wußte, wo sie die Augen hintun sollte. Wie konnte sich eine Frau so. . . .

„Schon nach den ersten Gläsern war ich benebelt“, erzählte mir die Kellnerin. „Denn nie zuvor hatte ich viel Wein getrunken.“ So verging der Tag; ein Gast löste den andern ab, und trotzdem in ihr gegen Abend der Widerwille gegen diese Weinüberschwemmung übermächtig wurde, mußte sie doch mithalten. Um zehn Uhr, es war gerade ein Sektgast da, wollte sie heim gehen. Aber da kam es zum Krach. „Was, jetzt wollen Sie fortgehen? Jetzt, wo das Geschäft erst anfängt? Das gibt's in einem Weinlokal nicht! Holen Sie ein weiteres Sektglas, wie der Herr es wünscht!“

Annie weigerte sich, in dem kindlichen Glauben, daß die Arbeitszeit einer Kellnerin natürlich begrenzt sei. „Ja, Fräulein; dann können Sie gehen. Sie sind überhaupt nicht zu brauchen. Bei mir müssen die Fräuleins tüchtig trinken können und dürfen nicht so schlüftern sein in der Unterhaltung!“ Sie ging. Halb betrunken klopfte sie mitten in der Nacht wieder beim Vermittler an. . . . Das war ihr erster Tag, ihr erster Posten.

Aufs neue begann das Suchen. Nun, da Annie schon Kellnerin gewesen war, bekam sie schon gar keine Privatstelle mehr. Bitte, in einem anständigen Bürgerhaus eine Kellnerin, und wenn sie auch nur einen Tag serviert hat! Zwar, vielleicht hat die betreffende Hausfrau einen Hausfreund; wenn sie jung, hübsch und temperamentvoll ist, wohl auch zwei oder drei. Aber, das ist doch etwas ganz anderes. Dagegen eine Köchin, deren Zeugnisse nicht in Ordnung sind, die mag so solide sein und aussehen wie eine Krankenschwester: Das bürgerliche Haus bleibt ihr verschlossen! So zog Annie wieder auf die Stellenfuche. Die Vermittlerin begleitete sie von Wirtschaft zu Wirtschaft, pries die Vorzüge des Mädchens, nicht gerade bezent, aber sehr wirkungsvoll. Und trank recht viel Sekt dazu, das Gläschen zu fünfzig Pfennig: „Ja, Fräulein, wenn Sie eine gute Stelle wollen, dann dürfen Sie den Wirten gegenüber nicht schäbig sein. So gingen die letzten zwanzig Markscheine drauf und eines Tages stand das Mädchen dem Nichts gegenüber. Und jetzt, jetzt fand sich rasch eine Stelle; das Geld des Mädchens war aufgeflogen, nun war es Zeit, sie „unterzubringen“.

So kam Annie, ohne Geld, ja noch mit dreißig Mark Schulden in ihre zweite Stelle. Wieder nach Ludwigshafen, in ein besseres Weinlokal in der Prinzregentenstraße. Dort gab es mehrere kleine Räume: „Denn viel zu tun ist, nehmen wir auch die Küche zu Hilfe“ sagte der Wirt. „Denn die Herren wollen gelegentlich nicht gesehen sein. . . .“ Dann frag er sie, ob sie Tauschengeld habe. Das heißt, ob sie alles, was sie am Büffet hole, voraus bezahlen könne. Da sie ja ohne Mittel eingetreten war, bekam sie ein Konto, auf dem alles eingetragen wurde. Nun fand die Annie sich schon besser ins Servieren, bediente still, war zu jedem freundlich und aufmerksam. Wieder fuhr aber der Wirt dazwischen: „Fräulein, warum antworten Sie nicht besser! Der Herr ist nie unter drei Flaschen fortgegangen, heute hatte er bloß eine.“ — „Fräulein, sprechen Sie nicht so viel mit jenem Herrn, der trinkt doch bloß ein Bier!“ — „Fräulein, ich verbiete Ihnen, mit dem Herrn im dritten Zimmer freundlich zu sein. Der hat uns einmal Skandal gemacht.“ — „Fräulein, Sie trinken viel zu wenig!“ — Das war der Unterricht. Das Essen — bei sechzehn bis achtzehnständiger Geschäftszeit — war völlig ungenügend, so daß sich Annie zu Mittag Fleisch holen ließ und es sich zubereitete. Dabei schlug die Wirtin gegen die Kellnerinnen jenen unfählich verächtlichen Ton an, in dem Bürgerfrauen über die „Gefallenen“, die „Verworfenen“, die „Verlorenen“ sprechen. Sie, die Wirtin, die von der Arbeit dieser Mädchen lebte! An jenem ersten Arbeitstag kam Annie — sie wohnte immer noch in Mannheim bei jenen Vermittlersleuten — um vier Uhr früh nach Hause. Sie hatte sich nur dadurch marschfähig machen können, daß sie sich vor dem Fortgehen Kopf und Hals in Eisig gewaschen hatte. Und trotzdem kam sie nicht weit. Der Alkohol war härter als ihre Energie, stärker als alle Belebungsmitel. Sie mußte eine Droschke anrufen; Nachtaxe, vier Mark fünfzig. . . .

Nach einem bleischweren Schlaf von fünf Stunden rissen die Folgen der Alkoholvergiftung sie in die Höhe: Erbrechen, rasende Kopfschmerzen, Schwindel, Herz klopfen, und wieder Erbrechen! Die Logisfrau wusch, kammte und frisiert sie. Dann schlich Annie, um halb elf, wieder in die Arbeit. „Fräulein, wie sehen Sie denn aus, Sie haben wohl gebummelt?“ begrüßte sie der Wirt. „So spät dürfen Sie nicht kommen, es waren schon verschiedene Flaschen gäste da!“

Annie war sprachlos. Um vier Uhr wird sie fortgeschickt, muß von Ludwigshafen bis in das Zentrum von Mannheim, schläft fünf Stunden und wird empfangen mit der Mahnung, sie dürfe nicht mehr so spät kommen! — Und nun begann sie aufs neue Alkohol in sich hineinzufrachten; weil sie doch leben wollte. . . . Komische Welt, was? Um ihr Essen zu verdienen, müssen Tausende blühende, vollkräftige Mädchen — laufen!

Aber sie müssen noch viel mehr tun, diese Metz und Kathis und Annes. Sie müssen sehr, sehr lieb sein. Keinen Augenblick dürfen sie außer acht lassen, daß sie dem Animierteufel mit Haut und Haaren verschrieben sind. Sie sollen schlüpfriige Reden anhören, sie

erwidern, sollen sich betäufeln lassen, sollen sich preisgeben, alles im Interesse des gewinnbringenden Suffs. Und auch das ist noch nicht genug. Um den Profit des Animierwirts ins Ungemessene zu erhöhen, müssen sie den übrig gebliebenen Wein wieder verwenden, müssen veranlassen, daß auch der Wirt und die Wirtin Wein und Selt in die Küche hinausgeschickt bekommen. All das wird wieder zu Geld gemacht. In einer Kneipe im Pfälzischen, erzählte mir Annie, wurden aus einem Fäßchen Wein dreizehn Sorten Wein — lauter Originaletiketten — verzapft. Apfelwein wurde als Mlidesheimer etikettiert und Gärten, die stark betrunken waren, um vier Mark per Flasche verkauft.

Bei einem Wirt wechselten die Kellnerinnen besonders stark. Dort lernte Annie den schrecklichsten Auswuchs der Kellnerinnenausbeutung kennen. Dort wurden nicht nur die Gäste ausgekostet, sondern — und zwar direkt — auch die Animierdamen. Sie erzählte mir das so schlicht, so einfach, daß es mir schien, als habe sie diese Erfahrung auch an vielen anderen Stellen gemacht, als sei dies gar nichts Ausergewöhnliches. Das war so: Was sie am Büfett holte, wurde gebüht; abends wurde dann abgerechnet. Und immer blieb so unbegreiflich wenig Trinkgeld. „Und“, erzählte Annie weiter, „ich konnte mich doch nicht jeden Tag verrechnet haben. Ich rechnete das Buch 3-4 Mal nach, aber es stimmte. Dann paßte ich einmal eines Tages auf, das Trinkgeld trennte ich von der Einnahme. Als ich abends abrechnete, betrug die Buchung elf Mark mehr, als ich Einnahmen hatte. Ich sagte dem Wirt auf den Kopf zu, daß das ein Irrtum sei. Auch konnte ich mich noch genau erinnern, wieviel Flaschen Wein ich verkauft hatte, verlangte das Buch und sah die Eintragungen genau durch. Drei Flaschen Wein und fünf Viköre waren mehr eingetragen. Jetzt wußte ich, wo der Haken war!“

Noch vielerlei solche Sachen erzählte mir die blonde Annie. Wie sie verführt wurde, wie die Mädchen neben ihr sie verhöhnten, weil sie so solide sei, wie sie von einer Bude in die andere kam, wie sie in mancher verdiente und verdiente und wie sie doch immer noch tiefer hineinkam in die Schulden beim Vermittler. Dieser Stellenvermittler und das höhnisch-grinsende, parfümbustende und alkoholgeschwängerte Elend, das sind ihre treuesten Begleiter.

Keinen festen Lohn haben die Animierdamen, sondern Provision von dem Verkauften. Dit müssen sie auch noch Abgaben leisten für zerbrochenes Geschirr, für Gläserreinigen. So ist also die Quelle, aus der das Einkommen der Animierwirts sich speist, nicht weniger schrecklich, nicht minder schmutzig, als das nackte Bordellweien. Und nun überlege man noch, daß die Animiermädchen immer elegant dastehen müssen (die Annie erzählte mir, sie hätte täglich sieben Mark Unkosten: „Woher soll ich das verdienen?“), daß viele Mädchen, eben weil die schrankenlose Ausbeutung sie so oft zur Prostitution bringt, auch elegante Wäsche haben müssen, daß sie häufig noch ein Kind zu ernähren haben, daß sie sehr oft mit der schlechtesten Kost ihr Auslangen nicht finden und sich Essen zukaufen müssen: und man wird verstehen, weshalb grenzenloses Elend in den Reichen jener Geschöpfe herrscht, die so oft bloß für elegante Spielzeuge gehalten werden, für verdorbene Geschöpfe, die jenen Verurs nur „wässern“, um sich Tag und Nacht amüsieren zu können. . . . Ich klage an. . . .

Aus Welt und Leben.

Die Grundlage der Kindererziehung.

„Reine Luft ist mehr als Wein.“

(W. Meister.)

Die Liebe macht nicht den zehnten Teil davon an Kindern gut, was Gedankenlosigkeit ihnen schadet. Wer hat nicht schon spät nachts Kinder in Kneipen und Bierhäusern gesehen. Sie werden in der besten Absicht mitgenommen; sie sollen sich dort unterhalten. Welches Unmaß schädlicher Gedankenlosigkeit. Wie oft ist schon gesagt und geschrieben worden: Gebt den Kindern keinen Alkohol. Alkohol ist Kindern Gift. Aber die liebe Elternliebe hält noch immer dem Einjährigen das Bierglas an den Mund. Und wie wenige Eltern wissen, welche Ernährung für ihre Kleinen die zuträglichste ist. Weil man sich durch jahrelange Abhärtung an das erbärmlichste gefälschte Zeug gewöhnt hat, das der Kapitalismus für die Arbeiter übrig läßt, wird es auch den Kindern so früh wie möglich in den Mund gestopft. Auch in dieser Sache zeigt uns Goethe den Weg. Er schreibt in einem Brief an Dr. Jakob:

Weißt Du was, ich will ihn (Fritz v. Stein) Deinem Mädchen erziehen. Einen besseren und hübscheren Mann kriegt sie ja doch nicht, da ich doch einmal Dein Schwiegersohn nicht werden kann. Aber gib ihr nicht Punsch zu trinken und des andern Quarks, halte sie unverdorben wie ich den Bubens, der an die reinste Diät gewöhnt ist.

Selbst auf diesem Gebiet müssen wir von den Kindern und durch die Kinder lernen. Wir sehen, daß ihr unverdorbenen Geschmack sich allem Gefälschten, Unnatürlichen abwendet und sich an das Reine, Natürliche hält: Obst, Brot und Milch. Und indem wir die Bedürfnisse der Kinder zu erkennen suchen, werden wir erkennen, wie unnatürlich unser Trank und Speise ist. Wie wir uns

in der Ernährung von Gewohnheit, Ueberlieferung und Reflexen leiten lassen, nicht aber von Erkenntnis oder gar wissenschaftlicher Erkenntnis.

Immer ist die Beschäftigung mit Kindern viel mehr Gewinn für uns, als wir mit Sicherheit an Gewinn für die Kinder behaupten können. Und auch hier sehen wir, wieviel wir zu tun haben, um nur nichts zu verderben, nichts schlecht zu machen, das Gutmachen kommt dann schon von selber.

Von unten herauf muß die Gesellschaft (und der Mensch, fügen wir hinzu) gebaut sein. Zuerst das Nützliche: Wohnung, Kleidung, Schlafen, Essen. Dann das Wahre: die Durchbringung des Nützlichen mit menschlicher sittlicher Lebensanschauung, und zum Schluß als Krone des Ganzen: das um seiner selbst willen gewollte Schöne. (W. Meister.)

Die Schulferien und der Tierchutz. Zum Beginn der Ferienzeit sei an alle Eltern und Erzieher, namentlich an die Führer und Führerinnen der Ferienkolonien, die herzlichste Bitte gerichtet: die Zeit des fröhlichen Zusammenseins zu benutzen, den Sinn der Kinder auch auf den Tierchutz zu lenken. Nicht nur die Schonung der Vögel, der Käfer, der Schmetterlinge, der Kröten und Frösche, der Waldschnecken und des sonstigen Getiers sollte man ihnen empfehlen, sondern auch ihre Aufmerksamkeit sowohl den gut als den schlecht gehaltenen Haus- und Zugtieren zuwenden. An den oft ohne Stren und Wasser an der Kette liegenden unglücklichen Hofhunden und an den oft überlasteten und mißhandelten Pferden sollte nicht ohne ein Wort der Teilnahme vorübergegangen werden. Auch auf die in engen Käfigen, manchmal übereinander, in der Sonnenglut an den Häusern hängenden Finken und anderen Vögeln sollte man die Kinder aufmerksam machen und sein Mißfallen äußern. Dagegen dürfte nie unterlassen werden, über wohlgepflegtes, sich auf der Weide anstummelndes Vieh freudigen Beifall zu äußern, überhaupt die Teilnahme an der Tierwelt, die den Stadtkindern oft ganz fehlt, in jeder Weise zu erwecken. (Ein Mahnruf des Leipziger Tierchutzvereins.)

Gesundheitspflege.

Desinfektion durch Plättchen. Es dürfte unsere Hausfrauen interessieren, daß neuerdings in einem bakteriologischen Laboratorium Versuche angestellt wurden, welche ergeben haben, daß das Plättchen der Wäsche in hohem Maße desinfiziert. Zur Abtötung der krankheitsverregenden Bakterien genügen meist schon Temperaturen von 140 Grad. Ein Gasplättchen hat aber eine Temperatur, die zwischen 200 bis 400 Grad schwankt. Zudem nur das heiße Plättchen über die Wäsche fährt, finden die etwa noch durch den Waschprozeß nicht getöteten Bakterien ihren Tod. Will man mit Hilfe des Bügeleisens desinfizieren, so muß man dieses so heiß wie möglich zur Anwendung bringen, am besten 250 Grad und mehr. Je heißer, desto bequemer und vollkommener. Von Herrn Dr. A. Zehla, dem wir diese Vorrichtungen verdanken, wurde festgestellt, daß dünner Stoff, wie zum Beispiel Blusen und Schürzen, die am Krankenbett oder beim Krankenbesuch getragen wurden, schon beim einfachen Plätten keimfrei werden; ein dickerer Stoff mußte mehrere Male überplättet werden. Die Tatsache der desinfizierenden Wirkung des Plättchens wird sicherlich von allgemeinem Interesse sein, nicht nur für solche Personen, die berufsmäßig in der Krankenpflege zu tun haben, sondern auch für jeden Haushalt, namentlich bei Influenzaepidemien, Schnupfen und dergleichen. Die schnelle Herstellung des nötigen Plättchens macht heute, wo fast jeder Haushalt mit einem Gasplättchen eingerichtet ist, ganz geringe Mühe und Kosten; rechnet man doch, wenn man eine ganze Stunde mit einem Gasplättchen plättet, einen Gasverbrauch von ca. 2 Pfg., eine Ausgabe, die sich wohl jeder leisten kann, und die, selbst wenn sie 100fach so groß wäre, den Augen, den sie liefert, nicht überwiegen dürfte.

Für Haus und Hof.

Schonet die Hecken und Sträucher zwischen den Feldern! Der starke Rückgang unserer heimischen Vogelwelt macht sich durch Ueberhandnehmen des Ungeziefers empfindlich bemerkbar. Die Ursache des Abnehmens an Zahl und Arten der Vögel unserer Heimat liegt wesentlich mit in dem Beschränken und Beseitigen der Nistgelegenheiten. Beispielsweise jede abgebrannte oder ausgedobete Hecke auf Deiland, jede Erziehung einer natürlichen Hecke durch Stachelstrauch raubt einer Menge nützlicher Vögel Nistgelegenheit und alle sonstigen Vorbedingungen zum Gedeihen. Wenn unsere Landwirte deshalb über die ständige Abnahme der Insekten vertilgenden Vögel klagen, so liegt ein Teil der Schuld an ihnen selbst. Abgesehen von der Schädigung, welche die Schönheit der Landschaft erfährt, ist daher die Vernichtung der Hecken, Büsche und Sträucher zwischen den Feldern eine für die Landwirtschaft recht bedenkliche Maßnahme. — Laßt die Hecken und Büsche stehen, Ihr Landwirte! Sie sind Euch mehr zum Nutzen als zum Schaden, keine Schande für Eure Wirtschaft, wohl aber eine Nierde für Euer Land!